Kanton Zürich
Direktion der Justiz und des Innern
Generalsekretariat

3. März 2016

Sternschnuppen über Mittag, Augustinerkirche

Referat von Regierungsrätin Jacqueline Fehr

Sehr geehrte Damen und Herren

Sternschnuppen – das erinnert mich an eine wunderbare Nacht in der jordanischen Wüste, als der Himmel so nahe schien und das Glück so zahlreich vom Himmel fiel. Oder an jenen milden Abend in Sri Lanka, als in einer Waffenstillstandsphase die Menschen im Norden des kriegsmüden Landes den Sternschnuppenregen als Hoffnungsschimmer auf eine bessere Zukunft feierten.

Sternschnuppen sind magisch. Zumindest in der Nacht. Und über Mittag? Da sind sie eine wunderbare Idee. Sich bewusst aus dem Strom des Alltagsgeschäfts ausklinken, zum Himmel schauen und darauf hoffen, kurz etwas Einzigartiges zu erblicken. Ja, Sternschnuppen gibt es auch bei Tageslicht, zumindest für die, die mit dem Herzen schauen.

Sicher kennen Sie wie ich das beglückende Gefühl, einen neuen Gedanken gehört oder gelesen zu haben und diesen dann noch eine Weile als Schatz mit sich zu tragen.

Oder wir erleben einen Moment, in dem wir, vielleicht wie hier als Teil einer Gemeinschaft, über das Menschsein nachdenken. Jeder für sich zwar, aber trotzdem gemeinsam. Wir alle lassen unsere Ziele, ob geschäftlich oder politisch, einen Moment Ziele sein. Sie sind oft flüchtig genug. Es gibt Momente, in denen wir mehr wollen. Oder einfach anderes.

Ich beginne meine kurze Rede darum mit einem Dank. Sie, geschätztes Team der Christkatholischen Kirche, helfen dem Schicksal etwas nach. Ich glaube zwar nicht, dass sie heimlich Sternschnuppen abfeuern! Aber Sie sorgen mit Ihrer sympathischen Veranstaltungsreihe dafür, dass Sternschnuppen oder Gedanken zum Tag zumindest vorbeiziehen können.

Die Christkatholische Kirche hat bei mir als Zürcher «Kirchenministerin» sowieso einen Stein im Brett. Sie können sich denken weshalb: Sie sind offen gegenüber beiden Geschlechtern. Das ist sehr gut, in meinen Augen aber auch nichts als selbstverständlich. Darum geniesst die Christkatholische Kirche in den Augen vieler aufgeschlossener Schweizerinnen und Schweizer im Zweigestirn der katholischen Kirchen sicher Sympathien. Aber seien Sie vorsichtig, sage ich hier augenzwinkernd: Seit Papst Franziskus sogar der Empfängnisverhütung unter bestimmten Umständen das Wort redet, droht der Vorsprung der Christkatholischen Kirchen zu schmelzen!

Mir war nach dem Blick auf das heutige Programmblatt rasch klar, worum es in meiner Rede gehen soll: Um Integration. Sie haben es gewiss auch gesehen: Neben einer

Zürcher Regierungsrätin mit einigermassen gutschweizerischem Namen treten in ebenso bedeutenden Rollen die Geigerin Jemma Abrahamyan und der Klarinettist Gurgen Kakoyan auf. Beide haben ihre Wurzeln in Armenien und bereichern unsere kleine Auszeit mit musikalischen Geschenken. Sie, geschätzte Besucherinnen und Besucher, erleben hier also eine Kooperation, die nicht möglich wäre, wenn es uns nicht gelungen wäre, Frau Abrahamyan und Herrn Kakoyan für das Leben hier bei uns zu gewinnen.

Dieses Beispiel macht auch gleich deutlich: Migration ist ein Geben und Nehmen. Wir, die wir schon länger hier leben, integrieren nicht nur. Wir bekommen auch geschenkt: Arbeitskraft zum Beispiel, Kultur, Kreativität, Wissen, Freundschaft. Das bekommen wir nicht einfach so. Wir müssen auch geben, die Integration unterstützen und gutheissen. Dann können auch wir ernten: Danke darum auch Ihnen, Jemma Abrahamyan und Gurgen Kakoyan für Ihren Beitrag zum Leben unserer Gemeinschaft.

Es ist noch nicht so lange her, da war das Thema Integration in der Schweiz nicht viel mehr als ein «nice to have». Etwas, das man diesen etwas naiven Gutmenschen überliess.

Heute sind wir weiter. Seit die Folgen des Kriegs in Syrien auch Europa mit voller Wucht treffen, und spätestens seit den schlimmen Anschlägen von Paris ist allen klar: Ohne Integration keine Sicherheit. Und Sicherheit ist immer auch Aufgabe der öffentlichen Hand.

Wer die Integration vernachlässigt, erntet Parallelgesellschaften und Ghettos.

Gerade darum ist es so falsch, wenn jetzt im Wallis wieder einmal nach einem Kopftuchverbot in öffentlichen Schulen gerufen wird. Zentral ist es doch, dass junge muslimische Frauen in der Schweiz die Volksschule besuchen und da die Grundzüge unserer Kultur und unserer Rechtsordnung kennenlernen können. Ein Kopftuchverbot würde sie in private Schulen und damit in eine Parallelgesellschaft treiben. Wenn etwas den Extremismus tendenziell fördert, dann solche Ghettos.

Aber so ist es zum Glück nicht. Der Kanton Zürich ist ein Weltdorf. Er ist ein überaus spannendes und erfreuliches Gemisch von Kulturen, Gewohnheiten, Träumen und Wertehaltungen. Spannungen im Zusammenleben der Ethnien und Kulturen sind überaus selten. Auch wenn es selbstgefällig tönen mag, wage ich hier die Aussage: An kaum einem Ort der westlichen Welt ist die Zuwanderung grösser als in Zürich. Und an kaum einem Ort funktioniert das Zusammenleben so gut wie in Zürich.

Wir scheinen einiges gut zu machen. Zu einem Teil liegt das an Menschen wie Ihnen, die im Leben auch die Sternschnuppen sehen. Die sich ihre Ideale auch dann nicht nehmen lassen, wenn andere alles schlechtreden.

Wie oft hiess es nicht schon, das Boot sei voll. Zuerst waren die Zuziehenden zu katholisch und sie kamen zu weit aus dem Süden. Dann waren sie zu fremd und zu asiatisch und später zu muslimisch und zu ländlich. Viele meiner Freundinnen kamen aus Italien und Spanien. Als ich als Lehrerin im Zürcher Sekundarschulhaus Feld arbeitete, hatte nur gerade eine Schülerin meiner Klasse einen Schweizerpass. Die Schulfreunde meiner eigenen Söhne schliesslich stammten mehrheitlich aus dem Balkan. Immer waren da die Schwarzmaler. Und immer gelang die Integration trotzdem.

Die Herausforderungen bleiben allerdings gross. Zurzeit ist laut dem letzten Bericht des Uno-Flüchtlingshilfswerks weltweit die unvorstellbar grosse Zahl von fast 60 Millionen Menschen auf der Flucht vor Krieg, Hunger und Perspektivenlosigkeit – so viele wie seit dem zweiten Weltkrieg nicht mehr.

Die Hilfe der sogenannten Industrieländer, zu denen selbstredend auch die Schweiz gehört, ist vergleichsweise bescheiden. Vier von fünf Flüchtlingen werden von Entwicklungsländern aufgenommen. Nicht etwa Reiche helfen Armen. Nein. Arme helfen Armen.

Die vier Millionen Libanesen haben über eine Million Flüchtlinge aus Syrien aufgenommen. Vier Libanesen beherbergen also einen Syrer. Und hier bei uns? Bei uns im Kanton Zürich kommt auf 130 Bisherige eine geflüchtete Person. Das ist nicht wenig. Aber auch kein Anlass, sich zu brüsten.

Unser Engagement geschieht durchaus zu unserem eigenen Nutzen. Die Erfahrung zeigt, dass 90 Prozent dieser Frauen, Männer und Kinder am Ende in der Schweiz bleiben. Es ist also gut, wenn wir diesen Menschen Schutz Gewähren. Aber wir wären dumm, wenn wir ihnen nicht auch die Möglichkeit gäben, sich zu entwickeln.

Statt Jahr für Jahr in Polen und Rumänien neue Arbeitskräfte zu rekrutieren, sollten wir die anerkannten Flüchtlinge und vorläufig Aufgenommenen besser und rascher in den Arbeitsmarkt integrieren. Statt später Schuldefizite auszubügeln, sollten wir mehr in die Frühförderung ihrer Kinder investieren. Statt jahrelang aneinander vorbei zu reden, sollten wir diesen Menschen ermöglichen, rasch Deutsch zu lernen.

Sie alle tragen ihren Teil zur Integration bei. Über 50 Gemeinden im Kanton Zürich, haben im vergangenen Jahr eine Leistungsvereinbarung mit der kantonalen Fachstelle für Integrationsfragen in meiner Direktion abgeschlossen. In diesen Gemeinden leben 80 Prozent der ausländischen Bevölkerung. Die Gemeinden engagieren sich mit Sprachkursen, Frühförderung, Jugendarbeit und beruflichen Nachqualifikationen.

Da wird an einem Strick gezogen, die Integrationspolitik «umgesetzt», um dieses Wort positiv zu verwenden. Ich bin stolz und froh, dass die gute Integration von neu zuziehenden Menschen ein zentrales Legislaturziel der Zürcher Politik ist, in den Gemeinden und im Regierungsrat.

Wir erleben bedeutende Momente europäischer Geschichte. Aber wir erleben auch ein Europa, das hin und her gerissen ist. Wir sahen die grosse Bereitschaft des alten Kontinentes, sich für die Flüchtlinge zu öffnen. Dazu kam es, nachdem eindringliche, bedrückende Bilder des toten, angeschwemmten kleinen Knaben Ailan über die Medien in die europäischen Stuben gelangt waren. Die Bilder des toten Ailan wurden zum Symbol für die Pflicht zur Hilfe.

Alle halfen. Ganz in der Nähe meines Wohnortes hat man auch eine (reformierte) Kirche umgenutzt. In ihr stehen Holzcontainer. Darin leben Flüchtlingsfamilien. Auf viel zu engem Raum zwar, aber trocken, sicher und geschützt durch unsere Gemeinschaft.

Wir erleben gegenwärtig aber auch die dunkle Seite der Gemeinschaften. Länder riegeln sich ab, Zäune werden errichtet, Flüchtlingsunterkünfte brennen.

Schauen wir diesem Treiben nicht einfach zu. Denn die Geschichte lehrt uns: Rassismus darf man nicht verstehen. Man muss ihm entgegentreten und zwar in aller Klarheit. So wie die preisgekrönte Journalistin Dunja Hayali es zusammenfasste: «An alle, die ständig sagen, sie seien keine Rassisten, aber man dürfe wohl noch sagen, was man denke. Ich sage Ihnen: Wenn Sie sich rassistisch äussern, dann sind Sie verdammt noch mal ein Rassist.»

Ich erhoffe mir, dass Europa dort anknüpft, wo die jüngere Geschichte Europas begann. Aus den Trümmern der Zerstörung durch die beiden Weltkriege entstand Solidarität. Krisen, so die damalige Erkenntnis, können wir nur gemeinsam bewältigen. Das gilt weiterhin.

Erinnern wir uns an die Bilder aus deutschen Bahnhöfen, die zeigten, wie glücklich das Helfen macht. Die strahlende Polizistin, die einen kleinen muslimischen Jungen an der Hand führt. Der lachende Bahnarbeiter, der dem syrischen Jungen seine Mütze auf den Kopf setzt. Die Helferin, die der erschöpften, dankbar lächelnden Mutter bei der Versorgung ihrer Kleinkinder hilft. Die Bilder aus den deutschen Bahnhöfen rühren auch hartgesottene Zeitgenossen zu Tränen.

Ich bin überzeugt: Dieses warme willkommen wird die Integration erleichtern. Die Flüchtlinge werden die schützenden, applaudierenden Hände nicht vergessen und auch ihren Kindern davon erzählen.

Deshalb:

- Engagieren wir uns bei den verschiedenen Hilfswerken als Freiwillige.
- Übernehmen wir Patenschaften für Flüchtlingsfamilien.
- Stehen wir jungen Menschen als Mentoren bei der Berufswahl zur Seite.
- Engagieren wir uns bei freiwilligen Sprachkursen.
- Spenden wir Geld.
- Oder gründen wir ein neues Pestalozzidorf und knüpfen an eine Tradition an, die uns stolz macht.

Engagieren wir uns. Auf dass diese Menschen in ihrem unermesslichen Leid Sternschnuppen sehen. Zeichen der Hoffnung und der Menschlichkeit. Zeichen von uns.